

Prof. Dr. Stefan Stürmer

Modul 36603

Einführung in die Sozialpsychologie II

Kurseinheit 2:
Intragruppale und intergrupale Prozesse

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	3
Autor.....	8
Vorwort.....	9
1. Gruppenpsychologie: Grundbegriffe	10
1.1 Begriffsbestimmung	10
1.1.1 Was ist eine Gruppe?	10
1.1.2 Gruppenbildung.....	11
1.2 Grundlegende theoretische Perspektiven der Gruppenforschung	12
1.2.1 Persönlichkeit und individuelle Differenzen.....	12
1.2.2 Austausch und Interdependenz	13
1.2.3 Soziale Kategorisierung und soziale Identität.....	14
1.2.4 Soziale Kognitionen	15
1.3 Normen, Rollen und Gruppensozialisation.....	16
1.3.1 Normen und Rollen	16
1.3.2 Gruppensozialisation.....	20
Kapitelzusammenfassung	22
Weiterführende Literatur	22
Übungsaufgaben	22
2. Sozialer Einfluss.....	23
2.1 Majoritätseinfluss	23
2.1.1 Informationaler Einfluss	23
2.1.2 Normativer Einfluss	24
2.1.3 Die Erwartung von Übereinstimmung	26
2.2 Minoritätseinfluss und Majoritäts-Minoritätsunterschiede	27
2.2.1 Minoritätseinfluss.....	27
2.2.2 Die Rolle von Gruppenidentifikation.....	28
2.3 Sozialer Einfluss durch Autoritäten.....	29
2.3.1 Gehorsam gegenüber Autoritäten	29
2.3.2 Die Bedeutung der wahrgenommenen Behandlung durch Gruppenautoritäten und andere Gruppenmitglieder	32
Kapitelzusammenfassung	35
Weiterführende Literatur	35

Übungsaufgaben	35
3. Entscheiden und Arbeiten in Gruppen.....	36
3.1 Entscheidungsprozesse in Gruppen.....	36
3.1.1 Verfügbarkeit entscheidungsrelevanter Informationen.....	36
3.1.2 Gruppenpolarisation	37
3.1.3 Gruppendenken.....	38
3.1.4 Wissensaustausch	39
3.2 Arbeiten in Gruppen	40
3.2.1 Effekte der bloßen Anwesenheit anderer Personen	40
3.2.2 Kooperation und Konflikt innerhalb von Gruppen	41
3.2.3 Gruppenleistung	46
3.3 Förderung von Gruppenleistung	48
3.3.1 Gruppenzusammensetzung.....	48
3.3.2 Kommunikation	49
3.3.3 Gruppensynchronisation	49
3.4 Verhandlungen	50
3.4.1 Charakteristika von Verhandlungssituationen.....	50
3.4.2 Barrieren der Einigung.....	51
3.4.3 Geschlechtsunterschiede	51
Kapitelzusammenfassung	52
Weiterführende Literatur	53
Übungsaufgaben	53
4. Sozialpsychologische Ansätze der Führung	54
4.1 Definition und Funktionen von Führung.....	54
4.2 Macht- und Einflussgrundlagen von Führungspersonen	55
4.3 Traditionelle Ansätze der Führungsforschung.....	56
4.3.1 Führerorientierte Ansätze	56
4.3.2 Situationsorientierte Ansätze	58
4.3.3 Kontingenzansätze	58
4.3.4 Transaktionale und transformationale Ansätze	60
4.4 Sozialer Identitätsansatz der Führungsforschung	62
4.4.1 Führungsperson als Eigengruppen-Prototyp	62
4.4.2 Kontextabhängigkeit Prototyp-basierter Führung	64
4.4.3 Führungsperson als Entrepreneur der Sozialen Identität.....	69

Kapitelzusammenfassung	71
Weiterführende Literatur	72
Übungsaufgaben	72
5. Vorurteile und Konflikte zwischen Gruppen.....	73
5.1 Begriffsbestimmung	73
5.2 Ursachen von Stereotypen und Vorurteilen	75
5.2.1 Persönlichkeit und individuelle Dispositionen	75
5.2.2 Kategoriale Differenzierung	76
5.2.3 Stereotype, Vorurteile und Stigmata als soziale Konstruktionen	77
5.2.4 Inhalte von Stereotypen.....	81
5.3 Der Einfluss von Stereotypen und Vorurteilen auf das Handeln und die Auswirkungen auf die Zielpersonen	83
5.3.1 Automatische und kontrollierte Prozesse.....	83
5.3.2 Subtiler Ausdruck von Vorurteilen.....	84
5.3.3 Auswirkungen auf die Zielpersonen	85
5.4 Ursachen von Intergruppenkonflikten	87
5.4.1 Negative Interdependenz.....	87
5.4.2 Relative Deprivation	88
5.4.3 Negative soziale Identität.....	89
Kapitelzusammenfassung	91
Weiterführende Literatur	92
Übungsaufgaben	92
6. Verringerung von Vorurteilen und Feindseligkeiten zwischen Gruppen durch Kontakt.....	93
6.1 Veränderungen der sozialen Kategorisierung	93
6.1.1 Dekategorisierung – das Personalisierungsmodell	93
6.1.2 Rekategorisierung - das Common-Ingroup Identity Model	93
6.1.3 Wechselseitige Differenzierung.....	94
6.2 Kontakt	94
6.2.1 Historische Entwicklung der Kontakthypothese	94
6.2.2 Strukturierter Intergruppenkontakt	95
6.2.3 Das Problem der Generalisierung	98
6.2.4 Schritte zur Generalisierung.....	99
6.3 Empirische Befundlage und politische Implikationen	100
6.3.1 Empirische Befundlage	101

6.3.2	Politische Implikationen.....	102
6.3.3	Intergrupale Versöhnung.....	103
	Kapitelzusammenfassung	104
	Weiterführende Literatur	105
	Übungsaufgaben	105
7.	Soziale Bewegungsbeteiligung	106
7.1	Begriffsbestimmung	106
7.2	Das Vier-Stufen Modell sozialer Bewegungsbeteiligung	107
7.2.1	Mobilisierungspotential	108
7.2.2	Mobilisierungsversuche	110
7.2.3	Teilnahmemotivation.....	110
7.2.4	Teilnahmebarrieren	112
7.2.5	Jenseits individueller Kosten und Nutzen: Soziale Identifikation und Emotion ...	113
7.3	Der soziale Identitätsansatz zur sozialen Bewegungsbeteiligung	113
7.3.1	Determinanten der Selbstdefinition im Sinne sozialer Identität.....	114
7.3.2	Soziale Identität als Determinante der Teilnahmemotivation	114
7.3.3	Das Zwei-Wege Modell sozialer Bewegungsbeteiligung	116
7.3.4	Gruppenbasierte Emotionen.....	116
7.4	Biographische Faktoren und individuelle Differenzen	117
7.5	Die Sozialpsychologie der Radikalisierung.....	118
7.5.1	Das Streben nach Bedeutung und Sinn	119
7.5.2	Gruppennarrative.....	119
7.5.3	Gruppensozialisation.....	120
	Kapitelzusammenfassung	122
	Weiterführende Literatur	122
	Übungsaufgaben	122
8.	Positives Verhalten zwischen Gruppen.....	123
8.1	Grundlagen von Xenophilie	123
8.1.1	Persönlichkeitseigenschaften	124
8.1.2	Individuelle Motive	125
8.2	Unterschiede zwischen Eigen- und Fremdgruppenthelfen	126
8.2.1	Wie verbreitet ist Fremdgruppenthelfen im Hilfeverhalten?	126
8.2.2	Motivationale Unterschiede	127
8.3	Individuelle und soziale Funktionen von Fremdgruppenthelfen.....	129

8.3.1	Individuelle Funktionen.....	130
8.3.2	Soziale Funktionen.....	131
8.4	Mobilisierung gruppenübergreifender Solidarität.....	132
	Kapitelzusammenfassung.....	133
	Weiterführende Literatur.....	134
	Übungsaufgaben.....	134
	Literaturverzeichnis.....	135
	Abbildungsverzeichnis.....	156

Autor

Univ.-Prof. Dr. Stefan Stürmer, Diplom-Psychologe, erhielt seinen Dokortitel im Jahr 2000 von der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Er ist seit 2007 Universitätsprofessor an der FernUniversität in Hagen und Leiter des Lehrgebiets „Sozialpsychologie“.

Mitwirkende

Dr. Birte Siem, seit 2010 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lehrkraft für besondere Aufgaben am Lehrgebiet „Sozialpsychologie“ (Autorin Kapitel 4).

Vorwort

Die Zugehörigkeit zu Gruppen prägt den Menschen - sie beeinflusst, wie er die soziale Welt interpretiert, was er empfindet und wie er sich anderen Menschen gegenüber verhält. Die Erforschung von Gruppenprozessen steht daher seit dem Beginn ihrer akademischen Institutionalisierung als akademischer Disziplin in den 30er Jahren im Zentrum der Sozialpsychologie. Ein Hauptziel dieses Kurses ist es, Ihnen grundlegendes Wissen über die relevanten Theorien und Forschungsbefunde der sozialpsychologischen Forschung zu Gruppenprozessen zu vermitteln.

Studierhinweise: Der Kurs richtet sich primär an Studierende im B.Sc. Psychologie, er ist aber auch für Studierende in anderen Studiengängen geeignet. Dieser Kurs ist Teil einer zwei Kurse umfassenden Einführungseinheit in die Sozialpsychologie. Schwerpunkt dieses Kurses sind intragruppale und intergrupale Prozesse. Es werden u.a. folgende Themen behandelt: Sozialer Einfluss, Entscheiden und Arbeiten in Gruppen, Vorurteile und Stereotype, Konflikte zwischen Gruppen und Lösungsmöglichkeiten, soziale Bewegungsbeteiligung und prosoziales Verhalten zwischen Gruppen. Ziel dieses Kurses ist es nicht, diese Themen erschöpfend zu behandeln, sondern Schlüsselwissen zu diesen Forschungsbereichen zu vermitteln, das Ihnen eine systematische Grundlage für eine weitere Auseinandersetzung und erfolgreiches Lernen bietet. Das didaktische Konzept beruht auf einer Kombination folgender Elemente:

- Definition zentraler Begriffe zu Beginn jedes Kapitels
- Erläuterung zentraler Argumente grundlegender Theorien, Modelle und Forschungsansätze
- Komprimierte Darstellung exemplarischer Forschungsbefunde
- Übungsaufgaben, Literaturempfehlungen und weitere Materialien zu jedem Kapitel finden Sie in der Lernumgebung Moodle

Zur Sprache: Wir bemühen uns um gendergerechte Sprache. Aus Gründen der Lesbarkeit wird an einigen Stellen aber auf die explizite Nennung beider Geschlechter verzichtet; falls nicht ausdrücklich anders erwähnt, sind immer beide Geschlechter gemeint. Um Sie darüber zu orientieren, welche Forscherpersönlichkeiten herausragende Beiträge für die Disziplin geleistet haben, werden bei diesen beim ersten Quellenverweis sowohl Vor- als auch Nachnamen genannt. Bei der Darstellung von Forschungsergebnissen, die sich auf soziale Minoritäten beziehen, werden die Begriffe verwendet, die von den Minoritätsangehörigen selbst zur Bezeichnung ihrer Gruppe verwendet werden. Beachten Sie, dass sich die Zitierweise an den APA-Zitierrichtlinien orientiert. Allerdings wird bei der Erstnennung aus Gründen der Übersichtlichkeit und Platzersparnis auf die Nennung aller Autorinnen und Autoren verzichtet und unmittelbar mit „et al.“ abgekürzt. Aus Platzersparnis werden im Literaturverzeichnis auch keine Digital Object Identifier (DOI) angegeben.

Danksagung: Ich bedanke mich bei allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die im Laufe der Überarbeitungen dieses Kurses wertvolle Beiträge geleistet haben.

Stefan Stürmer

1. Gruppenpsychologie: Grundbegriffe

Das Sozialverhalten des Menschen ist dadurch charakterisiert, dass er Gruppen bildet. Menschen orientieren sich im Hinblick auf die Angemessenheit ihrer Einstellungen, Gefühle und Gedanken an Normen und Werten von Gruppen, zu denen sie gehören. Sie arbeiten in Gruppen zusammen, um Ziele zu erreichen, die sie alleine nicht erreichen könnten. Die Zugehörigkeit zu Gruppen hat einen erheblichen Einfluss darauf, wie sich Menschen selbst sehen (Stichwort: soziale Identität) und wie sie sich anderen Menschen gegenüber verhalten. Da Menschen aller Kulturen und Gesellschaften Gruppen bilden, liegt die Vermutung nahe, dass diese Verhaltenstendenz angeboren ist. Im Folgenden werden wir zunächst einige grundlegende Begriffe der sozialpsychologischen Forschung zu Gruppenprozessen erläutern. In den folgenden Kapiteln werden wir uns dann zunächst dem Verhalten innerhalb von Gruppen zuwenden. Anschließend steht das Verhalten zwischen Gruppen im Blickpunkt.

1.1 Begriffsbestimmung

Wie definieren Sozialpsychologinnen und Sozialpsychologen den Gruppenbegriff? Warum bilden Menschen Gruppen?

1.1.1 Was ist eine Gruppe?

Der Gruppenbegriff wird in der Sozialpsychologie je nach Forschungstradition unterschiedlich definiert. Die meisten Sozialpsychologinnen und Sozialpsychologen stimmen aber darin überein, dass es für das Verständnis von Gruppenprozessen entscheidend ist, inwieweit sich Personen selbst als Gruppe definieren. Sie gehen daher von einem Gruppenbegriff aus, der die subjektive Sicht der Gruppenmitglieder, Teil einer Gruppe zu sein, zum zentralen Definitionskriterium erhebt (s. Tajfel & Turner, 1986).

Soziale Gruppe

Soziale Gruppe: Eine Menge von Individuen, die sich selbst als Mitglieder derselben sozialen Kategorie wahrnehmen und ein gewisses Maß emotionaler Bindung bezüglich dieser gemeinsamen Selbstdefinition teilen. Die Gruppe, zu der ein Individuum sich zugehörig fühlt, wird als Eigengruppe, eine im sozialen Kontext relevante Vergleichsgruppe als Fremdgruppe bezeichnet.

Dieser Gruppenbegriff lässt sich sowohl auf Kleingruppen, in denen potenziell die Möglichkeit direkter („face-to-face“) Interaktionen zwischen allen Gruppenmitgliedern besteht (Arbeitsgruppen, Teams etc.) als auch auf soziale Kategorien anwenden, bei denen diese Möglichkeit nicht besteht (Männer, Psychologen, Deutsche etc.). In der Sozialpsychologie werden die Begriffe soziale Kategorie und Gruppe daher oft synonym verwendet.

Entitativität

Der Begriff Entitativität bezieht sich darauf, in wie weit eine Ansammlung von Personen vom sozialen Beobachter als kohärente soziale Einheit wahrgenommen wird (bzw. seinem „prototypischen“ Bild einer Gruppe entspricht). Im Allgemeinen werden

Gruppen, bei denen ein hohes Maß an Interaktionen zwischen Gruppenmitgliedern besteht, als besonders entitativ angesehen (z.B. Familien, Teams; s. Lickel et al., 2000).

Der Begriff Gruppenkohäsion bezieht sich auf den inneren Zusammenhalt einer Gruppe (das „Wir-Gefühl“), der u.a. durch die Intensität und emotionale Qualität der Beziehungen der Gruppenmitglieder zueinander zum Ausdruck kommt. Gruppenkohäsion ist eine variable Eigenschaft einer Gruppe: Sie kann zwischen Gruppen, unterschiedlichen sozialen Kontexten, und über die Zeit hinweg variieren.

Gruppenkohäsion

Der Begriff der sozialen (oder auch kollektiven) Identifikation bezieht sich auf die psychologische Beziehung zwischen Selbst und Gruppe. Soziale Identifikation wird als ein Konstrukt aufgefasst, das aus mehreren Komponenten besteht. Auf abstraktem Niveau reflektieren diese Komponenten

Soziale Identifikation

- welchen Stellenwert die Gruppenmitgliedschaft für die Selbstdefinition einer Person hat, und
- wie viel eine Person emotional in ihre Gruppenmitgliedschaft investiert (s. Leach et al., 2008).

Aufgrund unterschiedlicher individueller Erfahrungen können sich einzelne Gruppenmitglieder unterschiedlich stark mit ihrer Gruppe identifizieren; ihre Stärke kann mit dem sozialen Kontext variieren. Ein wichtiger Einflussfaktor auf die psychologische Beziehung zwischen Individuum und Gruppe ist, ob die Gruppenzugehörigkeit selbst gewählt worden ist (z.B. die Mitgliedschaft in einer Freizeitsportgruppe oder einer politischen Partei) oder ob sie durch soziale Strukturen oder die Behandlungen anderer Personen vorgegeben ist (z.B. die Zugehörigkeit zu einer sozialen Kategorie basierend auf dem Geschlecht, der Ethnie oder der sexuellen Orientierung). Für das Erleben der Gruppenzugehörigkeit ist ferner relevant, ob es sich bei der Gruppe um eine soziale Minoritätsgruppe oder um eine Majoritätsgruppe handelt. Minoritäten haben (mit Ausnahmen von Eliten) typischerweise niedrigeren sozialen Status innerhalb der Gesellschaft als Majoritäten und verfügen nicht selten über eingeschränkte gesellschaftliche Rechte oder Ressourcen. Forschungsergebnisse zeigen, dass Minoritätsangehörigen im Vergleich zu Majoritätsangehörigen ihre Gruppenzugehörigkeit in sozialen Situationen häufiger präsent ist, wobei sie gleichzeitig in geringerem Maße positive Gefühlszustände aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit erleben (Lücken & Simon, 2005).

1.1.2 Gruppenbildung

Welche sozialpsychologischen Prozesse liegen der Gruppenbildung zugrunde? Diese Frage lässt sich aus unterschiedlichen Perspektiven beantworten. Evolutionspsychologische Ansätze betonen den adaptiven Wert der Gruppenbildung: Im Zuge der Evolution des Menschen brachte das Zusammenleben in Gruppen Menschen (wie auch anderen Spezies) Überlebensvorteile, was - über das Evolutionsprinzip der natürlichen Selektion vermittelt - dazu geführt hat, dass Menschen ein angeborenes Bedürfnis nach Gruppenzugehörigkeit entwickelt haben (s. dazu Baumeister & Leary, 1995). Für diese Annahme spricht, dass Menschen aller Kulturen und Gesellschaften Gruppen bilden.

Austausch- oder Interdependenztheorien heben die Instrumentalität der Gruppe für das Individuum hervor (z.B. Thibaut & Kelley, 1959). Menschen sind im Hinblick auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse voneinander abhängig (interdependent). Die Bildung von relativ zeitstabilen Gruppen erleichtert ihnen den wechselseitigen Austausch von Ressourcen und die Erreichung gemeinsamer Ziele. Mit anderen Worten: Menschen bilden Gruppen, weil sie der individuellen Bedürfnisbefriedigung dienen.

Der soziale Identitätsansatz betont demgegenüber die kognitiven Grundlagen der Gruppenbildung (z.B. Turner et al., 1987). Diesem Ansatz zufolge ist Interdependenz zwar eine hinreichende, nicht aber eine notwendige Bedingung dafür, dass Menschen Gruppen bilden. Notwendig ist vielmehr, dass Personen sich selbst und andere Personen als gleiche (identische, austauschbare) Elemente einer sozialen Kategorie wahrnehmen. Diese Selbstkategorie liefert dann die Grundlage für die Definition einer sozialen Identität, die die Gruppenbildung und das Gruppenverhalten reguliert (s. Einführungskurs I, Kap. 6).

Selbstkategorisierung

Selbstkategorisierung: Der Prozess der kognitiven Gruppierung des Selbst und anderer Personen als gleiche (identische, austauschbare) Mitglieder einer sozialen Kategorie in Abgrenzung zu Mitgliedern anderer sozialer Kategorien.

Eine wichtige empirische Grundlage für die Entwicklung der im Rahmen des sozialen Identitätsansatzes entwickelten Position lieferten Experimente von Tajfel und Kollegen (z.B. Tajfel et al., 1971) die zeigten, dass die bloße Kategorisierung von Menschen auf der Grundlage eines trivialen Merkmals bereits hinreichend sein kann, um bestimmte Formen des Gruppenverhaltens zu erzeugen. Im folgenden Abschnitt werden grundlegende theoretische Positionen unterschiedlicher Perspektiven der (Inter-) Gruppenforschung näher erläutert.

1.2 Grundlegende theoretische Perspektiven der Gruppenforschung

Der folgende Abschnitt gibt einen kurzen – und angesichts des Zwecks des vorliegenden Kurses notwendigerweise selektiven – Überblick über einflussreiche theoretische Perspektiven der sozialpsychologischen Gruppenforschung.

1.2.1 Persönlichkeit und individuelle Differenzen

Diskontinuität zwischen individuellem und Gruppenverhalten

Die historische Entwicklung der sozialpsychologischen (Inter-) Gruppenforschung am Ende des 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts wurde von zwei unterschiedlichen Perspektiven dieser Zeit geprägt: Einerseits Forschungsarbeiten, die kollektive Phänomene wie Kultur, Massen, Gesellschaft und die Beziehungen zwischen Gruppen in den Mittelpunkt stellten (z.B. Durkheim, 1898; LeBon, 1908; Mead, 1934; Wundt, 1916), andererseits Forschungsarbeiten der experimentellen Psychologie, die sich auf die Erforschung individueller Phänomene beschränkte. Letzter Ansatz geht davon aus, dass sich das Verhalten von Menschen in Gruppen (wie das Verhalten von Menschen allgemein) unmittelbar aus ihren individuellen Eigenschaften, Präferenzen und Interessen ableiten lässt. Um es mit Floyd Allport, einem Verfasser eines der ersten Lehrbücher für Sozialpsychologie auszudrücken: „There

is no psychology of groups which is not essentially and entirely a psychology of individuals“ (Allport, 1924, S. 4). Die sozialpsychologische Forschung hat eine Vielzahl von Persönlichkeitseigenschaften und individuellen Differenzen identifiziert, die einen Beitrag zur Erklärung von Gruppenverhalten leisten (siehe z.B. Kapitel 3: individuelles Selbstwertgefühl als Moderator der Effekte der Anwesenheit anderer Personen auf die eigene Leistung; Kapitel 5: soziale Dominanzorientierung als Determinante von Vorurteilen, oder Kapitel 7: politische Selbstwirksamkeitserwartung als Erklärung interindividueller Differenzen politischer Partizipation). Persönlichkeits- oder eigenschaftsbasierte Ansätze erklären allerdings nur unzureichend, warum sich Menschen als Mitglieder von Gruppen häufig anders verhalten, als es ihre persönlichen Eigenschaften erwarten lassen (z.B. kooperativer und freundlicher gegenüber Mitgliedern ihrer Eigengruppe und wettbewerbsorientierter und feindseliger gegenüber Mitgliedern einer Fremdgruppe). Tatsächlich legt die empirische Forschung entgegen dem Allport'schen Postulat eine Diskontinuität zwischen individuellem und Gruppenverhalten nahe, so dass man nicht einfach von den Eigenschaften von Individuen auf ihre Verhalten in Gruppensituationen extrapolieren kann (Sherif, 1962, S. 5).

1.2.2 Austausch und Interdependenz

Austausch- oder Interdependenztheorien sehen in der wechselseitigen Abhängigkeit von Menschen in sozialen Interaktionen und Beziehungen den Schlüssel zum Verständnis von Interaktionen in Gruppen (z.B. Blau, 1964; Thibaut & Kelley, 1959). Die Kernannahmen dieser Perspektive sind wie folgt: Menschen sind im Hinblick auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse voneinander abhängig (interdependent). Die Bildung von relativ zeitstabilen Gruppen ermöglicht einen sicheren und vorhersehbaren wechselseitigen Austausch von materiellen und immateriellen Ressourcen. Durch Kooperationen mit anderen Gruppenmitgliedern können zudem Ziele erreicht werden, die individuell nicht erreicht werden könnten. Da Menschen in Gruppen ihre Beziehungen, Regeln und Ziele aufeinander abstimmen und gemeinsam definieren müssen, lassen sich ihre Verhaltensweisen nicht einfach aus ihren individuellen Eigenschaften ableiten; eine Gruppe selbst verhält sich dementsprechend typischerweise auch anders als die Summe ihrer Mitglieder.

Im Einklang mit Theorien der rationalen Entscheidung (Rational-Choice Theories) gehen Vertreterinnen und Vertreter von Austausch- oder Interdependenzansätzen zudem davon aus, dass Menschen Interaktionen, die instrumentell für die individuelle Zielerreichung sind, als positiv empfinden und sie dementsprechend wiederholen. Sie schließen sich daher Gruppen an und verbleiben in ihnen, wenn sie erwarten, dass die Interaktionen innerhalb von Gruppen zu positiven Ergebnissen für sie führen; sie verlassen die Gruppe, wenn die Bedürfnisbefriedigung unter den Erwartungen bleibt und sich positivere Alternativen für die Realisierung individueller Ziele bieten. Die Annahme der wechselseitigen Abhängigkeit als einer zentralen psychologischen Grundlage für Gruppenprozesse findet sich in zahlreichen Ansätzen der Forschung zu zwischenmenschlichen Interaktionen innerhalb von Gruppen. So basieren Erklärungseinsätze zum sozialen Einfluss (Kapitel 2) beispielsweise auf der Prämisse, dass sich Menschen von anderen Menschen beeinflussen lassen, da sie im Hinblick auf die Validierung ihres Bildes von der Realität (informationaler Einfluss) oder auf ihr Bedürfnis nach sozialer Zugehörigkeit (normativer Einfluss) auf andere Gruppenmitglieder angewiesen sind. Die Interdependenzannahme spielt auch eine zentrale Rolle bei der Erforschung von Kooperationsverhalten in Gruppen (Kapitel 3). Darüber hinaus liefert sie auch einen

Ausgangspunkt für die Erklärung intergruppalen Verhaltens. So postuliert die in Kapitel 4 dargestellte Theorie des realistischen Gruppenkonflikts von Sherif et al. (z.B. Sherif, 1966) beispielsweise, dass Vorurteile und Konflikte zwischen Gruppen dann entstehen, wenn innerhalb der Gruppen die Wahrnehmung vorherrscht, sie seien im Hinblick auf ein Ziel negativ interdependent (d.h. wenn eine Gruppe eine Ressource nur zu Lasten der anderen Gruppe nutzen kann).

1.2.3 Soziale Kategorisierung und soziale Identität

Der soziale Identitätsansatz, der die Theorie der sozialen Identität (Tajfel & Turner, 1986) und ihre Weiterentwicklung in Form der Selbstkategorisierungstheorie (Turner et al., 1987) umfasst, betont die kognitiven Grundlagen der Gruppenbildung. Diesem Ansatz zufolge ist Interdependenz zwar eine hinreichende, nicht aber eine notwendige Bedingung dafür, dass Menschen Gruppen bilden und sich entsprechend ihrer Gruppenzugehörigkeit verhalten. Notwendig ist vielmehr, dass Personen sich selbst und andere Personen als gleiche (austauschbare) Elemente einer sozialen Kategorie wahrnehmen. Ausgangspunkt der Entwicklung des sozialen Identitätsansatzes waren Ergebnisse der Experimente mit minimalen Gruppen von Tajfel und Mitarbeitern (z.B. Tajfel et al., 1971).

Minimalgruppenparadigma

In einem paradigmatischen Experiment von Tajfel et al. (1971, Exp. 2) wurden die Untersuchungspersonen (14–15-jährige Schüler) auf der Basis ihrer angeblichen Präferenzen für einen von zwei abstrakten Malern (Klee oder Kandinsky) in zwei Gruppen eingeteilt – tatsächlich erfolgte die Einteilung nach dem Zufallsprinzip. Im weiteren Verlauf der Untersuchung wurden sie gebeten, kleinere Geldbeträge zwei anderen Personen zuzuteilen, von denen jeweils eine zur Eigen- und die andere zur Fremdgruppe gehörten. Sich selbst konnten die Untersuchungspersonen kein Geld zuteilen. Die Gruppen werden als minimal bezeichnet, da zentrale Bedingungen, die üblicherweise in Gruppensituationen vorherrschen, durch das experimentelle Paradigma gezielt ausgeschlossen wurden. So bestand weder innerhalb noch zwischen den Gruppen face-to-face Interaktion, die Untersuchungspersonen wussten nicht, wer in der Eigen- und wer in der Fremdgruppe war, es bestand keine rationale oder instrumentelle Verbindung zwischen der Gruppeneinteilung und der Art der Aufgabe und die Zuteilung brachte keinen persönlichen Vorteil (d.h. die Gruppenmitglieder waren nicht interdependent). Gruppenstiftend war allein die Kategorisierungsinformation. Überraschenderweise war schon unter diesen minimalen Bedingungen und in Abwesenheit von Interdependenz eine systematische Tendenz zur Bevorzugung der Mitglieder der Eigengruppe gegenüber Mitgliedern der Fremdgruppe zu beobachten.

Das Herzstück der Erklärung für die in den Minimalgruppenexperimenten beobachteten Effekte aus der Perspektive des sozialen Identitätsansatzes ist das Konzept der sozialen Identität. Der Theorie der sozialen Identität zufolge stellt die Kategorisierung in Eigen- und Fremdgruppen die psychologische Basis dafür dar, dass sich Personen nicht länger im Sinne ihrer individuellen Identität, sondern auf der Basis ihrer Gruppenzugehörigkeit im Sinne ihrer sozialen Identität definieren. Formen der sozialen Diskriminierung, wie sie in basaler Form in minimalen Gruppenexperimenten zu beobachten sind, lassen sich dieser Perspektive zufolge als eine Strategie verstehen, eine positive soziale Identität herzustellen.

Die Selbstkategorisierungstheorie hat die Bedeutung des Konzepts der sozialen Identität zur Erklärung von Verhalten innerhalb und zwischen Gruppen weiter ausgearbeitet. Der Begriff personale Identität bezieht sich in diesem Forschungszusammenhang auf eine Definition einer Person als einzigartiges und unverwechselbares Individuum, die auf einer interpersonalen Differenzierung auf der Basis individueller Merkmale beruht („ich“ vs. „du“ oder „ihr“). Der Begriff der sozialen Identität bezieht sich demgegenüber auf eine Selbstdefinition als austauschbares Gruppenmitglied, die aus einer intergruppalen Differenzierung zwischen Eigen- und Fremdgruppe auf der Basis gruppentypischer Merkmale resultiert („wir“ vs. „die“). Relativ zur personalen Identität basiert die soziale Identität auf einer inklusiveren Selbstdefinition, da die Mitglieder einer Gruppe oder sozialen Kategorie, zu der die Person gehört (der Eigengruppe), in die Selbstdefinition eingeschlossen werden („Wir Psychologen“, „Wir Deutschen“ etc.). Vertreter des sozialen Identitätsansatzes nehmen an, dass in dem Maße, in dem sich Menschen im Sinne ihrer sozialen Identität definieren, das Erleben und Verhalten dieser Person durch die in der entsprechenden Gruppe vorherrschenden Werte, Normen, Einstellungen etc. beeinflusst wird. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass personale und soziale Identität nicht als statische Konzepte zu verstehen sind, sondern als dynamisch und kontextabhängig. Eine Person kann sich also je nach Kontextbedingungen in einer Interaktionssituation in erster Linie als Mann (im Unterschied zu den anwesenden Frauen), in der nächsten als Psychologe (im Unterschied zu den anwesenden Biologen) und in der darauffolgenden als einzigartiges Individuum sehen, wobei jeweils die entsprechenden identitätsspezifischen Werte, Normen und Einstellungen das Erleben und Verhalten bestimmen. Der soziale Identitätsansatz hat zu einer Vielzahl von Erklärungen für intragruppale Prozesse (s. z.B. Kapitel 2: sozialer Einfluss, Kapitel 4: Führungsverhalten) oder intergruppalen Prozesse beigetragen (s. z.B. Kapitel 5: Stereotype und Vorurteile, Konflikte zwischen Gruppen).

1.2.4 Soziale Kognitionen

Eine weitere einflussreiche Perspektive im Kontext der Gruppenforschung, insbesondere der Erforschung von Intergruppenprozessen, ist die soziale Kognitionsforschung. Generalthema der sozialen Kognitionsforschung ist die Frage, wie Menschen Informationen über andere Menschen und Gruppen verarbeiten, wie diese Informationen mental organisiert, gespeichert und abgerufen werden und wie sich diese Verarbeitungsprozesse auf die subjektive Wahrnehmung und Interpretation der sozialen Realität auswirken (Bless et al., 2004; Fiske & Taylor, 1991). Die soziale Kognitionsforschung stellt kein einheitliches theoretisches Rahmenwerk für die Analyse von Gruppenprozessen dar; vielmehr basieren die unter dieser Forschungsperspektive entwickelten Erklärungsansätze und Modelle auf einer Reihe von gemeinsamen Prämissen. Eine dieser Prämissen ist, dass sich Informationsverarbeitungsprozesse dahingehend unterscheiden lassen, inwieweit sie automatisch oder kontrolliert verlaufen. Automatische Prozesse sind u.a. dadurch gekennzeichnet, dass sie wenig kognitive Ressourcen verbrauchen, nicht kontrolliert werden müssen (oder kontrolliert werden können) und unterhalb der Bewusstseinschwelle ablaufen (z.B. Bargh, 1999). Kontrollierte Prozesse benötigen demgegenüber erhebliche kognitive Ressourcen, sie erfordern aktive Regulation, die von einer Person (zumindest teilweise) bewusst gesteuert werden kann. Das Kontinuum-Modell von Susan Fiske und Steven Neuberg (z.B. Fiske & Neuberg, 1990) – eines der einflussreichsten Modelle zur Frage, wie sich Menschen Eindrücke von anderen Men-

schen bilden – geht beispielsweise davon aus, dass die Eindrucksbildung stets mit einer automatischen Kategorisierung der fremden Person beginnt, die auf der Grundlage leicht beobachtbarer Merkmale erfolgt (z.B. der Hautfarbe, dem Geschlecht oder dem Alter). Die Zielperson wird also zunächst – ohne dass der Wahrnehmende dies beabsichtigt – im Sinne ihrer Kategorienzugehörigkeit und der damit assoziierten stereotypischen Eigenschaften wahrgenommen (z.B. als dunkelhäutiger Mann). Nur wenn die Motivation zu einer kontrollierten Form der Informationsverarbeitung vorhanden ist, wird die kategorien- oder stereotypenbasierte Informationsverarbeitung zugunsten einer eigenschaftsbasierten Informationsverarbeitung aufgegeben, bei der die wahrnehmende Person Schritt für Schritt die individuellen Eigenschaften und Merkmale der Zielperson bei der Eindrucksbildung berücksichtigt (z.B. Colin, ein 25-jähriger dunkelhäutiger Psychologiestudent, der gern über politische Themen diskutiert und gut Fußball spielt). Die Unterscheidung zwischen automatischer und kontrollierter Informationsverarbeitung bei der Eindrucksbildung wird auch von sozial-neurowissenschaftlicher Forschung unterstützt. Studien zeigen, dass bei einer subliminalen Darbietung von Bildern von (ethnischen) Fremdgruppenmitgliedern eine stärkere Aktivierung der Amygdala (einer mit Emotionen assoziierten Hirnregion) erfolgt, als bei Bildern von Eigengruppenmitgliedern. Beim längerem (bewussten) Betrachten von Fremdgruppenbildern scheinen hingegen Regionen, die für die Regulierung und Kontrolle von Reaktionen zuständig sind, vermehrt aktiviert zu sein (für einen Überblick s. Ito & Bartholow, 2009). Die soziale Kognitionsforschung hat zahlreiche Modelle und empirische Befunde hervorgebracht, die für die Erklärung von Verhalten innerhalb und zwischen Gruppen von grundlegender Bedeutung sind (z.B. Kapitel 2: Verarbeitung von Minoritäts- oder Majoritätsargumenten; Kapitel 5: reflexive Reaktionen auf Stigmata).

1.3 Normen, Rollen und Gruppensozialisation

Wie „funktionieren“ Gruppen? Welche Phasen der Gruppensozialisation lassen sich unterscheiden?

1.3.1 Normen und Rollen

Das individuelle Verhalten der Gruppenmitglieder wird durch soziale Normen koordiniert. Soziale Normen lassen sich anhand der folgenden 4 Aspekte charakterisieren:

1. Soziale Normen sind von den Gruppenmitgliedern konsensual geteilte Erwartungen;
2. sie beziehen sich darauf, wie man sich als Gruppenmitglied in bestimmten sozialen Situationen verhalten sollte (und wie nicht), bzw. welche Einstellungen, Meinungen und Gefühle sozial (un-)angemessen sind;
3. das Befolgen dieser Erwartungen wird in vorhersehbarer Weise positiv, die Abweichung negativ sozial sanktioniert;
4. Normen sind sozial (gesellschaftlich oder kulturell) bedingt und variieren daher zwischen Gruppen (Gesellschaften oder Kulturen).

Soziale Normen können sich sowohl auf das Verhalten der Mitglieder innerhalb der Gruppe beziehen als auch darauf, wie sich Mitglieder der jeweiligen Gruppe gegenüber Mitgliedern anderer Gruppen verhalten sollen. Soziale Normen dienen u.a. den folgenden Funktionen (Cartwright & Zander, 1968):

- **Gruppenlokomotion:** Normen gewährleisten die Übereinstimmung der Gruppenmitglieder im Hinblick auf die Gruppenziele und die Zielerreichung,
- **Aufrechterhaltung der Gruppe:** Normen führen zu einer Stabilisierung von Verhaltenserwartungen – eine wichtige Voraussetzung für befriedigende Interaktionen zwischen Gruppenmitgliedern,
- **Interpretation der sozialen Wirklichkeit:** Normen kreieren und erhalten einen gemeinschaftlich geteilten Bezugs- und Interpretationsrahmen für die Bewertung von Ereignissen und Verhaltensweisen,
- **Definition der Beziehungen zur sozialen Umwelt:** Normen dienen der Gruppe dazu, sich von anderen Gruppen abzugrenzen oder zu unterscheiden. Sie definieren die „Identität“ der Gruppe.

Bei der Untersuchung des Einflusses von Normen auf individuelles Verhalten hat es sich als sinnvoll erwiesen zwischen zwei Typen von Normen zu unterscheiden. Injunktive und deskriptive Normen. Je nach sozialer Situation können diese Normen gegensätzliche Verhaltensweisen stimulieren (Kallgren et al., 2000). Der Begriff injunktive Norm bezieht sich auf die Wahrnehmung, welches Verhalten von anderen gebilligt wird und welches nicht („Man soll seinen Abfall nicht einfach herumliegen lassen.“). Normen dieses Typs motivieren Verhalten durch die Antizipation von Belohnungen (oder Bestrafungen) für normatives (oder nicht-normatives) Verhalten.

| Injunktive Norm |

Der Begriff deskriptive Norm bezieht sich auf die Wahrnehmung der Gruppenmitglieder, wie sich die meisten für gewöhnlich in einer Situation verhalten („Im Kino lassen die meisten ihren Abfall liegen.“). Normen dieses Typs motivieren Verhalten dadurch, dass sie darüber informieren, was offenbar angemessen oder sinnvoll ist („Wenn alle es tun, wird es seine Richtigkeit haben.“). Je nach sozialer Situation können diese Normen gegensätzliche Verhaltensweisen stimulieren (Kallgren et al., 2000). An welcher Norm (injunktiv vs. deskriptiv) sich Menschen in einer konkreten sozialen Situation verhalten, hängt von der situativen Salienz der Norm ab.

| Deskriptive Norm |

Reno, Cialdini und Kallgren (1993) haben die Effektivität injunktiver und deskriptiver Normen in einer Serie von drei Feldexperimenten untersucht. Im Design der Untersuchung wurde dabei auf soziale Normen gegen Umweltverschmutzung durch das Wegwerfen von Abfall auf öffentlichen Plätzen Bezug genommen. Untersuchungspersonen waren Besucherinnen und Besucher einer öffentlichen Bibliothek, die ihre Autos auf einem angegliederten Parkplatz abgestellt hatten. In der Studie fanden die Untersuchungspersonen (die keine Kenntnis von der Untersuchung hatten) nachdem sie zu ihren Autos zurückkehrten ein Flugblatt vor, das hinter den Scheibenwischer der Windschutzscheibe geklemmt war. Die zentrale abhängige Variable war, ob die Person dieses Flugblatt (das einen bedeutungslosen Aufruf enthielt) nun einfach auf den Boden werfen würde,

oder nicht. Um den Einfluss sozialer Normen zu untersuchen, wurden unterschiedliche Bedingungen realisiert. In einer Bedingung warf eine Konföderierte der Untersuchungsleitung die leere Tüte eines Fast-Food-Restaurants auf den Boden. Im Sinne einer deskriptiven Norm wurde dadurch signalisiert, dass man auf diesem Parkplatz seinen Müll einfach auf den Boden wirft. In einer anderen Bedingung hob eine Konföderierte der Untersuchungsleitung vor den Augen der Untersuchungsperson die leere Tüte eines Fast-Food-Restaurants vom Boden auf und war sie in einen Abfalleimer. Durch dieses Verhalten wurde im Sinne einer injunktiven Norm signalisiert, dass das achtlose Wegwerfen von Müll auf diesem Parkplatz missbilligt wird. In einer Kontrollbedingung ging eine Konföderierte lediglich an der Untersuchungsperson vorbei, ohne Müll wegzuwerfen oder diesen zu beseitigen.

Unabhängig von diesen drei unterschiedlichen Realisierungen sozialer Normen wurde auch der vorherrschende Zustand des Parkplatzes realisiert, was als eine weitere Operationalisierung deskriptiver Normen aufzufassen ist. Während in einer Bedingung der Parkplatz so präpariert wurde, dass er stark mit Müll verschmutzt war (Norm pro Verschmutzung), war er in der anderen Bedingung vollständig sauber (Norm gegen Verschmutzung). Abbildung 1.1 zeigt den Anteil der Untersuchungspersonen, die das Flugblatt auf den Boden warfen. Wie zu sehen ist, hatten injunktive Normen einen starken Effekt auf das Verhalten der Untersuchungspersonen, der sich unabhängig davon auswirkte, ob der Parkplatz insgesamt sauber war oder nicht. Der Effekt deskriptiver Normen, war vergleichsweise schwächer. Tatsächlich war dieser nur dann zu beobachten, wenn sowohl durch das Verhalten der Konföderierten als auch durch den vorherrschenden Zustand des Parkplatzes signalisiert wurde, dass es in diesem Kontext üblich ist, seinen Müll einfach wegzuwerfen.